

SAMPLE
TRANSLATION

SEBASTIJAN PREGELJ
DER MANN, DER DEN
TIGER RITT

PUBLISHED BY: ŠTUDENTSKA ZALOŽBA, 2010

TRANSLATED BY: ANN CATRIN APSTEIN-MÜLLER

ORIGINAL TITLE: MOŽ, KI JE JAHAL TIGRA

NUMBER OF PAGES: 219

Sebastijan Pregelj: Der Mann, Der Den Tiger ritt

1.

Ich sitze mit angewinkelten Beinen und dem Kopf in den Händen auf einem bequemen, gepolsterten Sitz. Durch das ovale Bullauge sehe ich das Weltall. Tausende und Abertausende von Sternen blinken sanft, als sendete jemand vom anderen Ende der Unendlichkeit eine Botschaft im Morse-Alphabet. Ich weiß nicht, wie lange ich schon auf die Himmelskörper starre. Ich erinnere mich nicht, ob ich die Botschaft erst entziffern wollte oder schon von Anfang an sicher war, dass sie nicht für mich bestimmt war. Aber ich habe genug Zeit. Ich kann noch lange hier sitzen, ich kann noch lange die Sterne ansehen, ich kann mich noch lange mit dem Entschlüsseln der Botschaft beschäftigen.

Wenn ich mich ein wenig nach vorn beuge, sehe ich unter mir einen blauen Planeten. Die Erde. Von dort bin ich gekommen. Jetzt befinde ich mich dreihundertfünfundachtzigtausend Meter über dem Planeten, in der Raumstation MKS Zarja.

Ich bin vor zwei Jahren, einem Monat und vier Tagen auf die Raumstation gekommen. Der Flug war für das Team unten beinahe Routine. Niemand war übermäßig aufgeregt, niemand übermäßig nervös. Das ließ mich ruhig bleiben. Für mich war es das erste Mal. Die Expedition stellt den Höhepunkt meiner Karriere dar. Ich habe eine neue Uniform bekommen, meiner Rückkehr werden eine Beförderung und ein höherer Dienstgrad folgen. Beides schien mir damals sehr gut, daher fiel mir die Entscheidung leicht, das Angebot anzunehmen. Wenn sie mich nicht ins Weltall geschickt hätten, wäre meine militärische Karriere mit einundvierzig Jahren als Major der Flugstreitkräfte beendet gewesen. Vielleicht hätten sie mich versetzt, aber nicht in die Nähe der Basen, auf denen sie neue Flugzeuge testen, weil ich für diese Arbeit schon zu alt bin. Befördert hätte man mich bestimmt nicht mehr.

Heute bin ich dreiundvierzig. Bis zu meinem vierundvierzigsten Geburtstag sind es noch sieben Monate, fünf Tage und elf Stunden. Es erscheint mir immer besser, dass ich ihn – wie die beiden zuvor – allein verbringen werde, vierhundert Kilometer von dem Planeten entfernt, von dem ich komme. Ich werde meinen Geburtstag fern von den Menschen verbringen, mit denen ich darauf anstoßen könnte. Jetzt kämen gerade auch jene, denen ich ausgewichen bin, weil ich mit ihnen nichts zu reden hatte oder weil sie mir auf die Nerven gingen oder weil ich sie im Verdacht hatte, Mitglieder des Inlandsgeheimdienstes zu sein oder deren Spitzel. Deshalb habe ich unten die meiste Zeit allein verbracht. Im Dienst habe ich nur so viel Umgang mit ihnen gehabt, dass man über mich nichts denken würde, was mir schaden könnte. Bei einer Beförderung kann einem jede Kleinigkeit schaden. Schon ein Lächeln im falschen Moment reicht aus.

Sechzehn Jahre nachdem sich die Grenzen geöffnet haben und die Gefahr eines neuen Weltkriegs und eines Atomangriffs im Wesentlichen vorbei ist, Jahre nachdem unser einst großer Staat in viele Staaten zerfallen ist, in denen sich die neuen Führungen und Völker nicht

einigen können, ob es vorher besser war oder jetzt besser ist, in einer Zeit, in der auch wir ein Mehrparteiensystem, Kapitalismus, Arbeitslosigkeit und organisierte Kriminalität haben, weiß ich ungefähr, wie es auf der anderen Seite ist. Auch auf der anderen Seite müssen die Menschen aufpassen, wozu sie lächeln, was sie lesen, was sie schreiben und was sie sagen. Auch ihnen sind Verfolger auf den Fersen, ihre Wände haben Ohren und überall sind Augen, die schauen und sich alles merken. Trotzdem bleiben wir ziemlich unterschiedlich. Unsere größte Ähnlichkeit besteht darin, dass die Menschen auf beiden Seiten darauf beharren, dass es früher besser war.

Hier oben hat mich das Glück der Erkenntnis ereilt, aber ich wäre lieber unten. Ich würde das Glück der Erkenntnis mit Freude gegen die allgemeine Unzufriedenheit des Alltags eintauschen, aufgrund derer der Mensch weiß, dass er lebt. Hier oben weiß ich nur deshalb, dass ich lebe, weil das die medizinischen Apparate anzeigen, an die ich mich zweimal täglich anschließe. Ansonsten bin ich eher tot. Unten wüsste ich, dass ich lebe, weil mich mein zu niedriges Gehalt, die täglichen Preissteigerungen, die Schlangen in den Geschäften und die leeren Regale wütend machen würden. Unten wüsste ich, dass ich lebe, weil die Angehörigen des Geheimdienstes meiner Kartei noch mehr hinzufügen würden. Solange sie noch etwas hinzufügen, lebt man. Wenn sie nichts mehr hinzuzufügen haben, ist man tot.

Wenn ich eines Tages zurück nach unten komme – aber ich fürchte, das wird so bald nicht geschehen – werde ich anderen davon erzählen können, was ich gesehen und erlebt habe. Vielleicht werde ich ein Buch schreiben. Vielleicht wird man einen Dokumentarfilm drehen. Aber all das kann den Menschen nicht einmal einen Bruchteil von dem vermitteln, was ich erlebt habe. Ich weiß, wie es bei mir ist. Wenn ich Aufnahmen von Naturkatastrophen oder Terroranschlägen gesehen habe, schien das, was ich da mitverfolgte, immer so weit weg, dass es keinen Grund gab, alarmiert zu sein. Ich war immer zufrieden, dass das nicht uns, nicht mir passierte. Ich war sorglos, weil es anderswo und anderen passierte. In Gesprächen stimmte ich natürlich zu, dass es grauenvoll war, aber das Grauen fühlte ich in Wirklichkeit niemals. So, wie auch die, die mich hören und sehen werden, nicht vollkommen verstehen können werden, was ich ihnen zu erzählen versuche. Natürlich werden sie mir zustimmen, dass es nur eine Erde gibt, dass sie unser aller Zuhause ist, aber sie werden das nicht fühlen. Schade.

Ich heiße Artiom Khatchikian. Ich bin dreiundvierzig Jahre alt und Major der russischen Luftwaffe. Meine Kartei ist wie die Karteien der anderen Angehörigen der Streitkräfte voll, aber auf keinem Dokument steht, dass ich nicht ergeben, dass ich unzuverlässig, unentschlossen oder unfachmännisch bin. In der Kartei sind alle Beförderungen verzeichnet, zusammen mit den Begründungen. So, wie in der Kartei auch alles über mich verzeichnet ist, ist auch alles über meine Eltern darin festgehalten. Das fängt an mit Vorname und Nachname, dem Namen meines Vaters, dem Mädchennamen meiner Mutter, geht weiter mit Gesundheitsinformationen und allgemeinen Angaben. Darin steht, dass mein Vater Georgier war und meine Mutter Russin. Notiert wurde, dass mein Vater Bergmann war, der nach einer Entzündung des Augennervs eine Stelle bei der Post bekommen hatte, und meine Mutter Näherin, bei der man schnell festgestellt hatte, dass sie für die Industriekonfektionierung zu gut war, und die man dann in eine Abteilung versetzt hatte, die für höhere Staatsbeamte zuständig war. Von beiden ist bekannt, dass sie keine

Erbkrankheiten hatten, dass sie mit dreißig Jahren noch alle Zähne und keine Füllungen hatten, dass sie gesundes Blut hatten und dass meine Mutter ihr einziges Kind im Alter von einundzwanzig Jahren geboren hatte. Bei der Geburt war es zu Komplikationen gekommen, daher konnten sie danach keine Kinder mehr bekommen. Aber sie waren nicht traurig deswegen. Wir haben eins, pflegte mein Vater zu sagen. Wir haben einen Sohn. Und das ist genug. Der Name wird erhalten bleiben, der Familienstamm wird weiterleben.

Unsere Familie lebte in einem kleineren Dorf im Nordosten des europäischen Russland. Ich kannte ein paar benachbarte Dörfer und Marktflecken. Eine Großstadt hatte ich nicht einmal von Weitem gesehen. Doch dann, in der fünften Klasse, änderte sich mein Leben über Nacht. Meine Lehrerin schickte mich zu einem Wettbewerb für Physik und Mathematik. In beiden Fächern bekam ich eine Goldmedaille. Man schickte mich weiter, zum republikweiten Wettbewerb, aber nie mehr nach Hause. Anstelle meiner Eltern entschieden Pädagogen und Sekretäre, welche Schule für mich am besten geeignet war. Als die Entscheidung gefallen war, war sie endgültig, die Umsetzung erfolgte sofort.

Im Internat bekam ich den oberen Teil des Stockbetts und einen Metallschrank, der auf dem Schrank des Jungen stand, der im Bett unter mir schlief. Ich bekam ein paar Schuhe, einen Mantel, einen Pullover, zwei Paar Hosen, zwei Hemden, zwei Unterhemden, Turnhosen und Turnschuhe, drei Paar Unterhosen, ein Taschentuch und ein Nähset. Ich bekam eine Zahnbürste, Zahnpasta und ein Stück Seife. Schließlich gab man mir noch zwei Handtücher. Der Junge, der unter mir schlief, zeigte mir, wie die Kleider in den Schrank gelegt werden mussten. Er sagte, die Handtücher müssen ganz oben liegen, darauf das Stück Seife, die Zahnbürste und die Zahnpasta. Immer. Insbesondere, wenn Schrankinspektion ist. Schrankinspektion ist mittwochs und sonntags. Man darf nichts anderes im Schrank haben, vor allem nichts zu essen. Essen ist im Schrank strengstens verboten. Aus Hygienegründen. Bücher und Hefte warten in der Schule auf dich. In der Schule bekommst du auch alles, was du zum Schreiben und Zeichnen brauchst. Der Junge hieß Petru Miron, er kam aus Moldawien.

Von dem Tag an, an dem man mich ins Internat schickte und in der neuen Schule einschrieb, sah ich meine Eltern nicht mehr. Ich schrieb ihnen einmal, nach Diktat der Erzieherin, aber ich bekam keine Antwort. Das erste Mal fuhr ich erst in den Sommerferien nach Hause. Mein Vater und meine Mutter waren zufrieden. Sie wussten, dass der Weg, den andere an ihrer Stelle bestimmt hatten, der beste war. Daran hatten sie keinen Zweifel. Natürlich vermissten sie mich, aber darüber sprachen sie in meiner Anwesenheit nicht. Sie sagten mir, dass ich überhaupt nicht wüsste, was für ein Glück ich hätte, dass ich mir dessen jetzt noch nicht bewusst sei, aber wenn ich erwachsen würde, würde ich es verstehen. Wenn ich es verstehen würde, würde ich ihnen dankbar sein. Ich würde auch dem Direktor dankbar sein und allen, die dazu beigetragen hätten, dass ich so eine gute Schule besuchen konnte. Die Heimat ist groß. Diene ihr nach besten Kräften!, mein Vater hauchte auf die Medaille und polierte sie mit einem Taschentuch, das er danach zurück in die Hosentasche steckte, und die Medaille heftete er sich an die graue Jacke, die er an Sonntagen, Feiertagen und zu festlichen Anlässen trug. Die Medaille hatte er als junger

Bergmann erhalten, deshalb war er umso stolzer auf sie. Diese Medaille ist auch alles, was mir von meinem Vater geblieben ist. Und das ist schon lange her.

Ich kam jeden Sommer für zwei Monate und jeden Winter für eine Woche nach Hause. Meine Mutter war glücklich, mein Vater stolz. Mein Vater polierte immer seine Medaille, während meine Mutter immer etwas zu säumen oder zu nähen hatte, als würde sie nicht schon bei der Arbeit genug säumen und nähen. Sonntagnachmittags gingen wir auf der Promenade spazieren, wie wir die staubige Straße nannten, die durch das Dorf führte, an deren Ende ein Denkmal für den unbekanntem Helden stand. Meine Mutter trug ein Kleid mit Blumenmuster, das nur den vornehmsten Ereignissen in dieser Phase ihres Lebens vorbehalten war, und Schuhe mit etwas höherem Absatz, mein Vater trug graue Hosen mit Bügelfalte, die Jacke mit der Medaille und die Briefträgermütze auf dem Kopf, die er bei der Arbeit trug und wenn er wichtigere Dinge zu erledigen hatte. Ich trug die Kleider, mit denen ich in die Ferien gekommen war. Bevor wir von zu Hause weggingen, kämmte Mama mich. Uns kamen Familien und Paare entgegen, nur selten war jemand allein. Die älteren Männer trugen Medaillen auf ihrer Brust. Vornehmer als die Männer mit den Medaillen waren nur die Soldaten in ihren Feiertagsuniformen. Aber von ihnen gab es in unserem Dorf nicht sehr viele. Hier und da kam einer der Söhne auf Urlaub, die ihren Wehrdienst leisteten. In der Militärschule war niemand.

Mein Vater fragte mich des Öfteren, ob ich auch eines Tages eine solche Uniform tragen würde. Da ich es nicht wusste, zuckte ich nur mit den Schultern. Dann sagte er einfach selbst an meiner Stelle: Mein Sohn, auch du wirst eine solche Uniform tragen. Warte noch ein paar Jahre. Der Sohn von Tigran und Zinaida trägt eine Uniform! Etwas später werden an dieser Uniform Auszeichnungen hängen, zuerst in einer Reihe, dann in zwei. Natürlich. Mein Sohn, wie stolz bin ich jetzt schon auf dich!, mein Vater umarmte mich mit seinem starken rechten Arm und drückte mich an sich, und mir war das peinlich, weil ich das Gefühl hatte, dass mich alle anschauen und sich fragen, ob ich nicht schon zu groß dafür bin, dass mein Vater mich an sich drückt.

Heute wäre ich glücklich, wenn ich für ein, zwei Stunden in diese Zeiten zurückkehren könnte. Ich wäre glücklich, wenn mein Vater mich wieder mit seiner Bergmannspranke umarmen und sagen würde, wie stolz er auf mich ist. Heute würde er sehen, dass ich wirklich eine Uniform trage. Mit seinem gesunden Auge würde er sehen, dass meine Uniform keine gewöhnliche ist, sondern eine der Luftwaffe, mit Aufnehmern, die aussagen, dass ich Kosmonaut bin. Vielleicht sind wir heute keine Helden, wie diejenigen Helden waren, die als Erste ins Weltall geflogen sind. Aber was meinen Vater angeht, bin ich sicher, dass er so stolz wäre, als wäre Juri Alexejew Gargarin persönlich sein Sohn, oder wenigstens German Stepanowitsch Titow. Auch meine Mutter wäre stolz, sie würde sich heimlich die Tränen abwischen, aber nichts sagen. Meine Mutter konnte nie sagen, was sie fühlt.

So war es auch bei der Beerdigung meines Vaters. Mein Vater starb unerwartet, ein paar Tage vor dem Ende der Sommerferien. Zuerst dachte ich, dass mir diese Ferien deshalb in Erinnerung bleiben würden, weil es die letzten in der Grundschule waren, und deshalb, weil ich in diesen

Ferien zum ersten Mal regelmäßig die Nachrichten im Radio hörte, wie die Erwachsenen das taten. Im Unterschied zu den Erwachsenen, die die Nachrichten hören, ganz gleich, was geschieht, hörte ich sie nur deshalb, weil sie in diesem Jahr über den sechsmonatigen Aufenthalt von Waleri Wiktorowitsch Rjumin und Leonid Iwanowitsch Popow im Weltall berichteten. Ein großer Wendepunkt, wie Papa immer wieder sagte. Von jetzt an geht es um die Wurst, er klopfte mir auf die Schulter, und jenen, die bereit waren zuzuhören, sagte er, dass sein Sohn auf die mittlere Militärschule gehen würde. Nur noch ein paar Wochen, und er wird eine Uniform tragen!

Ich selbst wollte die Ferien so organisieren, dass ich möglichst viel Zeit mit ehemaligen Freunden und Mitschülern verbringen würde, aber es gelang mir nicht besonders gut. Mein Vater rief mich immer wieder zu sich. Jetzt gehen wir zu *dem und dem*, um ihm alles über die Schule zu erzählen, war die Kurzfassung. *Der und der* waren für gewöhnlich ältere Männer, meistens Rotarmisten, die keinen anderen Ansporn brauchten als einen Schnaps oder zwei Wodka, und dann den ganzen Tag und die halbe Nacht darüber reden konnten, wie es im Krieg gewesen war: wie sie sich von Ost nach West durchgeschlagen hatten und wie sie schließlich zuerst die Heimat und dann noch halb Europa befreit hatten. Sie wären mit Leichtigkeit noch bis zum Atlantik gekommen, aber da haben sich uns die Amerikaner entgegengestellt. Sie fürchteten uns schon damals. Sie wussten, dass sie uns aufhalten mussten. Aber sie hielten uns mit einer Hinterlist auf. Sie nannten sie Friedenskonferenz.

Am Todestag meines Vaters war es nicht viel anders als an den anderen Tagen. Bis zum Mittagessen hörte ich alle Nachrichten, die ausnahmslos mit Berichten über die Erfolge unserer Armada in Afghanistan begannen und mit einem Beitrag über die Unübertrefflichkeit unserer Kosmonauten fortgesetzt wurden. Ich hoffte, dass sie in der nächsten Nachrichtensendung mehr berichten würden, aber der Text, den die Frauenstimme vorlas, war bei jeder Sendung der gleiche, so dass ich ihn bis zum Mittagessen auswendig konnte. Beim Mittagessen sagte mir mein Vater, dass wir am Nachmittag Leonid Michailowitsch besuchen würden, einen Mann, der zusammen mit Arseni Wassiljewitsch Woroscheikin gedient hatte, einem Fliegerass und Helden der Sowjetunion. Nach dem Mittagessen setzte sich mein Vater wie jeden Tag auf die Bank vor dem Haus und zündete sich eine Zigarette an. Ich half meiner Mutter in der Küche. Als wir mit der Arbeit fertig waren, fragte sie mich, ob ich nicht mit dem Vater Leonid Michailowitsch besuchen würde. Dann ging ich hinaus und sah nach, was mein Vater tat. Zu meiner großen Überraschung lag mein Vater auf der Bank. Die Briefträgermütze und die Zigarette lagen auf dem Boden. Ich ging zu ihm und schüttelte ihn und sagte, er solle aufstehen, aber er rührte sich nicht. Auch als ich ihn heftiger schüttelte, bewegte er sich nicht. Mit wurde heiß. Ich rief meine Mutter.

Zwei Tage später war die Beerdigung. Auf dem Friedhof versammelte sich sozusagen das ganze Dorf. Auch Leonid Michailowitsch kam. Nach der Beerdigung drückte er wie alle anderen zuerst meiner Mutter die Hand, dann mir. Er sagte zu mir, ich müsse zu den Fliegern gehen. Ein Flieger

kann Kosmonaut werden. Und ein Kosmonaut zu werden ist das Höchste, was ein Mensch heutzutage erreichen kann. Von oben sieht die Welt anders aus. Merk dir das, er strich sich den grauen Schnurrbart glatt, drehte sich um und ging.

Meine Mutter lud ein paar Verwandte und Nachbarn zum Mittagessen ein. Zuerst wurde über meinen Vater gesprochen: was für ein erfolgreicher Bergmann er gewesen war und wie schade es war, dass das Problem mit dem Auge seine Karriere beendet hatte. Wenn er im Bergwerk geblieben wäre, hätte er mit Sicherheit noch eine Auszeichnung bekommen, war die einhellige Meinung. Dann sprachen sie über seine Arbeit bei der Post. Alle waren sich einig, dass Tigran einer der zuverlässigsten, wenn nicht sogar der zuverlässigste Briefträger in der ganzen Republik gewesen war. Sie schlossen mit mir. Sie sagten, ich sei ein Sohn, wie ihn sich jeder wünschen würde. Sieh ihn dir an, sie zogen mich von einem zum Nächsten, klopfen mich und streichelten mir über den Kopf. Es gab also keinen Grund für Trauer. Überhaupt keinen, auch meine Mutter war dieser Meinung, die sich immer wieder heimlich die Tränen abwischte. Mir war es peinlich. Ich wäre am liebsten im Erdboden versunken.

Am nächsten Morgen kleidete sich meine Mutter in Schwarz, und nach ein paar Tagen ging sie wieder zur Arbeit. Ich stand gleich auf, nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte. Ich zog mich schnell an und ging hinaus, und dann huschte ich an der Wand entlang zum Ende des Hauses, wo das Wirtschaftsgebäude begann, wie Papa den hinteren Teil des Hauses genannt hatte. Im ersten Teil war ein kleiner Schuppen mit niedriger Decke, in dem wir ein paar Hühner, eine Gans und ein Schwein hielten. Auf der anderen Seite des Wirtschaftsgebäudes war noch eine Tür, durch die wir die Tiere jeden Morgen hinausließen, auf einen umzäunten Platz, auf dem schon lange kein Gras mehr wuchs und wo wir den Tieren Futter hinwarfen. Abends wurden die Tiere wieder in den Schuppen gesperrt. Anderenfalls hätte ein Marder oder ein Fuchs sich die Hühner und die Gans geholt und ihnen den Hals umgedreht. Hinter dem Schuppen war ein enger Getreidespeicher, der in einen Raum mit Werkzeug überging. In einer Ecke des Raums mit dem Werkzeug war eine kleine Tür, die nur von außen zu öffnen war. Von innen konnte man sie nicht aufmachen. Wenn ich hineinwollte, musste ich mich, obwohl ich für mein Alter ziemlich klein und winzig war, bücken und beinahe kriechen.

Mein Vater hatte mir schon lange verboten, dort hineinzugehen. Er hatte mir damit Angst gemacht, dass die Tür zugehen könnte und ich nicht mehr hinaus könnte, damit, dass mir Onkelchen Kyrill etwas antun und dann abhauen könnte. Aber trotz seiner ungewöhnlichen Erscheinung und seinem Geruch hatte ich keine Angst vor Onkelchen Kyrill, der im hintersten Teil des Wirtschaftsgebäudes lebte. Onkelchen Kyrill und ich verstanden uns gut.

Ich erinnere mich nicht genau, was meine Mutter und mein Vater mir über Onkelchen gesagt hatten. Ich erinnere mich nicht einmal, woher er gekommen sein sollte und warum er ausgerechnet bei uns war. Ich erinnere mich nicht, warum er ihren Angaben nach nicht mit uns im Haus lebte und warum wir ihn woanders nicht erwähnen durften. Heute bin ich mir sicher, dass alle im Dorf von ihm wussten, so, wie sie auch wussten, wer er war, und vielleicht auch,

warum er in diesem Teil des Wirtschaftsgebäudes lebte, das von außen keine Tür und kein Fenster hatte. Zu Hause erzählten sie mir das nicht.

Erst viele Jahre später, lange nach dem Tod meiner Mutter, erfuhr ich, dass der alte Mann mit der durchsichtigen Haut, der sich die ganze Zeit den Bart glatt gestrichen, Tee geschlürft und eine Ikone der heiligen Anastasia geküsst hatte, in Wirklichkeit mein Großvater gewesen war. Damals erfuhr ich außerdem, dass ihn meine Eltern nicht in dem Kämmerchen eingesperrt hatten, weil sie ihm etwas Böses wollten, sondern ganz im Gegenteil, sie hatten ihn eingesperrt, weil sie ihn beschützen wollten. Die Geschichte von Onkelchen Kyrill ist für die heutige Zeit kompliziert und schwer zu verstehen. Noch vor ein paar Jahrzehnten gab es solche Geschichten zu Tausenden und sie waren überhaupt nicht kompliziert oder unverständlich. Aber die Menschen verschwiegen sie. Sie schwiegen so beharrlich, dass die Geschichten bis heute im Wesentlichen in Vergessenheit geraten sind.

Um die Sache zu vereinfachen: Onkelchen Kyrill war deshalb in dem Kämmerchen eingesperrt, weil er sich kurz vor Ende des Krieges in einer seltsamen und vollkommen unverständlichen Lage befunden hatte. Niemand wusste, was wirklich geschehen war, aber es lag auf der Hand, dass es nichts Gutes war. Im Wald hinter dem Dorf hatte man eine Leiche gefunden und Kyrill Khatchikian war geflohen. Unschuldige fliehen nicht, oder? Wie dem auch sei, Kyrill war jahrelang auf der Flucht und versteckte sich tief in der sibirischen Taiga, wo es ihm nicht viel besser erging, als wenn er sich den Behörden gestellt hätte. In den Jahren, seitdem er sich versteckt gehalten hatte, hatte sich manches geändert. Man hätte ihn nicht getötet, wie er dachte. Auch uns hätte man nicht verfolgt. Höchstwahrscheinlich hätte man ihn in einem Schnellverfahren verurteilt und in eines der Lager gesperrt, von denen wir alle wussten, über die sich aber niemand zu sprechen traute. Man hätte das Onkelchen eingesperrt, nach ein paar Jahren begnadigt und entlassen. Aber Onkelchen Kyrill wusste das nicht und die Angst vor Rache war zu groß, deshalb versteckte er sich irgendwo tief in der Taiga, deshalb kehrte er erst dann zurück, als er von der Flucht und vom Verstecken alt, müde und krank geworden war. Als man sich entscheiden musste, was mit ihm werden sollte, versteckten sie ihn in dem Kämmerchen am Ende des Wirtschaftsgebäudes. Das Onkelchen galt jahrelang als vermisst, daher bekam mein Vater problemlos eine Bestätigung von den Behörden, die ihn für tot erklärte. Mit dieser Bestätigung in der Hand beauftragte mein Vater den Steinmetz, auf dem Familiengrabstein den Namen des Onkelchens dazuzumeißeln.

An jenem Morgen, als meine Mutter die schwarze Bluse und den schwarzen Rock anzog und nach ein paar Tagen wieder zur Arbeit ging, schlich ich mich hinaus, eilte durch die andere Tür und betrat das Wirtschaftsgebäude. Ich stellte ein paar Werkzeuge beiseite, die die Wand verdeckten, und ging in der Ecke auf die Knie, klopfte zweimal an das Holztürchen, öffnete es langsam und kroch hinein. Onkelchen Kyrill lag wie immer auf dem Strohbett. Als er mich im Lichtschein erblickte, der durch die verrutschten Bretter unter dem Dach fiel, stützte er sich auf den Ellbogen und lächelte: Du bist es! Ja, ich, ich nickte und schleppte mich zu dem hölzernen Pfeiler, neben dem etwas Stroh lag, auf dem ich zu sitzen pflegte, damit meine Hosen nicht schmutzig wurden. Ich lehnte mich an den Pfeiler und sagte ihm, dass am Tag zuvor die

Beerdigung gewesen war. Ich weiß alles, der Alte zog die Nase hoch, hob die Ikone von seiner Brust und küsste sie zweimal. Ich weiß alles, mein lieber Artiom. Aber das Leben geht weiter. Du gehst zurück zur Schule. Deine Mutter wird schon auf ihre Weise damit zurechtkommen. Sie ist eine mutige und starke Frau. Das Leben geht weiter. Der Schmerz wird vergehen. Die Wunden werden heilen. Aber sag mir, freust du dich auf die Schule? Naja, ich nickte, natürlich freue ich mich. Ein bisschen habe ich auch Angst. Aber wovor?, Onkelchen Kyrill legte den Kopf schief. Ich weiß nicht, ich zuckte mit den Schultern. Ich habe einfach Angst. Nicht sehr. Ein bisschen. Ein ganz kleines bisschen. Wenn du ein ganz kleines bisschen Angst hast, der Alte lächelte, dann ist das gut. Ein bisschen Angst ist immer gut. Damit du nichts kopflos tust. Damit du nicht nur deinem eigenen Kopf folgst. Und du freust dich auf die Schule, er hob wieder die Ikone an. So ist es recht. Wissen öffnet goldene Türen, er küsste das Bild der heiligen Anastasia und legte sie auf sein Bett.

Ich sitze mit angewinkelten Beinen und dem Kopf in den Händen auf einem roten, gepolsterten Sitz. Durch das Bullauge sehe ich das Weltall. Wo zwischen all diesen Sternen sind mein Vater und meine Mutter? Wo zwischen den Sternen ist Onkelchen Kyrill? Sind sie zusammen? Sehen sie mich von der anderen Seite und können nicht aufhören, sich zu wundern, dass ich es so weit gebracht habe?

Wenn ich die Augen schliesse, kann ich Vaters Stimme hören, die zu Mutter und Onkelchen sagt: Ich wusste, dass aus unserem Jungen einmal etwas wird. Schaut ihn euch nur an! Was ist an der Arbeit eines Kosmonauten nicht edel?! Was ist an dem roten Sitz nicht edel, während er die Raumstation verwaltet?! Mutter antwortet Vater nicht. Immer wieder wischt sie sich mit einem Spitzentaschentuch die Tränen ab. Wenn ihr eine über die Wange läuft und sie sie nicht mit dem Taschentuch auffängt, fallen Tausende leuchtender Sternschnuppen über das Himmelsgewölbe, die verschwinden, bevor das Auge sie richtig wahrnimmt. Niemand von denen, die von unten mit einem Teleskop die Sterne beobachten, kann sich sicher sein, ob es wirklich Sternschnuppen waren, oder ob es nur so aussah, als wären es welche, niemand kann sich sicher sein, dass er nicht nur deshalb die silbernen Körper hat vorbeischießen sehen, weil er sie brauchte, damit er sich etwas wünschen konnte. Onkelchen Kyrill murmelt hin und wieder etwas. Nichts, was man verstehen könnte. Wahrscheinlich küsst er die Ikone der heiligen Anastasia. Wahrscheinlich küsst er sie und spricht mit ihr. Es ist auch möglich, dass er nicht die Ikone küsst, sondern die heilige Anastasia selbst.

Jetzt ist Onkelchen Kyrill dort, wo alle Heiligen sind, die er in seinem Leben um dies und jenes gebeten hat. Und das waren nicht wenige. Es gibt mit Sicherheit mehr Heilige, als Onkelchen Kyrill Wünsche hatte. Onkelchen Kyrill hatte sich nichts anderes gewünscht, als zu überleben, und mehr als das noch, dass die Heiligen seine Liebsten beschützen. Seit ich mich erinnern kann, hatte er um Frieden gebeten, hatte um mildes Wetter und eine reiche Ernte gebeten; er hatte für alle Leute und am wenigsten für sich selbst gebeten. Zwar hatte er am häufigsten gerade die heilige Anastasia um Hilfe gebeten, zwar hatte er ihr am meisten vertraut und sich auf ihre Hilfe am meisten verlassen, aber manchmal hatte er auch eine Bitte an den heiligen Kyrill gerichtet, an den heiligen Nikolaus, an die heilige Anna und so weiter. Jetzt ist er dort, wo sie sind,

vielleicht sogar heiliger, nur dass das niemand bemerkt. Aber so sei es. Onkelchen Kyrill hätte sicherlich nicht gewollt, dass man ihn auf Ikonen abbildet, dass man Holz mit Gold bemalt, dass man sein Bild küsst und Wünsche für dies und jenes an ihn richtet. Vor allem deswegen, weil er die Menschen nicht enttäuschen wollte. Das geht einfach nicht. Auch der, der am meisten gibt, kann nicht allen geben.

Ich sitze mit angewinkelten Beinen und dem Kopf in den Händen auf einem gepolsterten Sitz, als im Lautsprecher ein Rauschen ertönt. Einen Moment später höre ich eine Stimme, die mich fragt, ob die Verbindung hergestellt ist. Ich springe auf. Ich strecke die Hand aus und schalte das Mikrofon ein. Ich antworte, dass ich höre. Ich höre nicht besonders gut, aber ich höre! Hören Sie mich auch? Hören Sie mich?, frage ich. Keine Antwort. Das Rauschen verstummt. Ich schlucke Speichel. Heute ist der dreihundertsiebenunddreißigste Tag, seitdem ich keine Verbindung zur Erde mehr herstellen kann. Denen dort unten gelingt es gelegentlich, aber nur für ein paar Sekunden. Einen Tag vor dem Abbrechen der Verbindung haben sie mir gesagt, dass sie mich nicht am einunddreißigsten Mai abholen kommen, wie zuerst geplant. Sie werden auch nicht am ersten Juni kommen, der als Ersatzdatum festgelegt worden war. Mein Aufenthalt auf der Station wird sich verlängern. Wann sie genau kommen, haben sie mir nicht gesagt. Das liegt nicht in unserer Zuständigkeit, hatte die Antwort gelautet. Am nächsten Tag funktionierte die Verbindung nicht. Es vergingen noch ein paar Wochen, bevor die Lautsprecher wieder rauschten. Das Rauschen teilte mir mit, dass die Verbindung noch besteht und dass sie mich erst einmal nicht abgeschaltet haben. Ich bin mir aber nicht sicher, was sie dort unten beschlossen haben: dass sie mich einmal wirklich abholen oder dass sie mich hier oben lassen, mit gottgleichen Augen, die alles sehen, und menschlicher Ohnmacht.

Manchmal überlege ich, ob sie die Verbindung absichtlich unterbrechen. Vielleicht handelt es sich um noch einen in einer Reihe von Versuchen, nur dass sie diesmal keinen Hund oder Schimpansen verwenden, sondern einen Menschen. Wahrscheinlich haben sie sich lange vor meiner Abreise auf den Versuch vorbereitet, es ist aber auch möglich, dass sie sich nachträglich zur Durchführung des Versuchs entschlossen haben. Vielleicht ist das das Einzige, was sie noch tun können. Vielleicht sind die Schäden an der Station zu groß. Vielleicht fehlt denen da unten das Geld. Sie wissen, dass sie mich nicht abholen werden. Aber sie wollen das Versuchsexemplar nicht verschwenden. Daher noch ein letzter Versuch.

Manchmal versuche ich mir vorzustellen, wie der Rest meines Lebens aussehen wird. Ich versuche mir vorzustellen, wie die nächsten fünf oder sieben Jahre aussehen werden. Für so lange hat die Station nämlich Vorräte. Wenn natürlich kein ernsthafterer Schaden oder ein Unglück mit einem Schlag allem ein Ende macht. Ich bin entschlossen, zuerst meinen Tagesplan zu ändern. Ich werde aufhören, mich an die medizinischen Apparate anzuschließen und die Daten zu speichern. Ich werde die verschiedenen wissenschaftlichen Beobachtungen einstellen, weil sie für mich in jedem Fall nutzlos sind. Stattdessen werde ich mich den Tagebüchern meiner Vorgänger widmen. Ich werde den Tagebüchern Aufzeichnungen beilegen, die ich vor Kurzem entdeckt habe. Offenbar hat jemand vor mir die Aufzeichnungen geordnet, die seine Vorgänger

nicht in die Tagebücher eingefügt hatten und die deshalb auf der Station geblieben waren. Die ersten waren entstanden, als Wladimir Denissowitsch Sokolow auf der Station gelebt hatte.

Es ist wichtig, dass ich so bald wie möglich mit dem Lesen beginne. Die Einsamkeit verändert mich. Wenn ich zu spät zu lesen anfangen werde, werden die Aufzeichnungen eine andere Bedeutung haben als heute, da ich noch meinen Namen und meinen Dienstgrad weiß, da ich überzeugt bin, dass ich hier oben allein bin und dass mich unten niemand erwartet, weil ich es nicht geschafft habe, mir ein Leben zu zweit zu organisieren.

Bei Frauen habe ich keinen Erfolg. Mein Rang und meine Uniform sind zwar ein Magnet für Frauen, aber das hilft mir nichts. Die Restaurants und Bars rund um die Kasernen und Militärbasen sind noch immer voll von Mädchen, die nicht so schamhaft sind wie ihre Vorgängerinnen. Die neue Generation ähnelt in Aussehen und Verhalten immer mehr den Frauen im Westen. Sie reden ohne Umschweife und viel. Sie brauchen keinen Exportkaviar, georgischen Weißwein und mehrere Treffen hintereinander, um sich zu entscheiden, wen sie mögen und wen nicht. Die Dinge laufen schneller ab. Aber unter ihnen fühle ich mich alt. Ich könnte ihr Vater sein. Sie könnten die Töchter meiner Kollegen von der Akademie sein. Ein Großteil der Kollegen ist verheiratet. Ein Großteil von ihnen hat Kinder. Einige sind auch schon tot. Wie auch immer, unter diesen Mädchen fühle ich mich alt. Aber damit belaste nur ich mich. Ihnen ist es ziemlich egal, wie alt ich bin, einige finden mich wegen der grauen Haarsträhnen sogar noch attraktiver.

Hier und da bleibe ich mit einer in der Ecke eines Lokals oder Restaurants hängen. Nach dem dritten oder vierten Wodka komme ich nicht mehr zu Wort. Die Geschichten der Mädchen ähneln sich darin, dass sie möglichst weit weg wollen, wo immer sie auch sind. Offiziere erscheinen ihnen als eine gute Lösung. Eine Lösung ist auch das Internet. Nicht wenige von ihnen sind nach Amerika gegangen. Viele von ihnen sind in Deutschland oder Frankreich. Aber dort, wo sie sind, leben sie nicht so, wie man ihnen das versprochen hat und wie sie es sich vorgestellt haben. Im Wesentlichen leben sie auf großen Bauernhöfen und Reiterhöfen, weit entfernt von den Dörfern und Städten und noch weiter entfernt von den Einkaufszentren. Einsame Männer, die sich Frauen aus Katalogen aussuchen und keine Ahnung haben, wo die Länder sind, aus denen die Frauen kommen, entscheiden sich vor allem deshalb für Russinnen und Ukrainerinnen, weil sie fleißig, schön und ausdauernd sind. Die Jims, Dietmars und Emiliens heiraten Bogdanas, Katerinas und Svetlanas, weil sie Frauen brauchen, die wie sowjetische Bestarbeiter schufteten, wie Fruchtbarkeitsgöttinnen gebären und wie Huren lieben. Etwas anderes interessiert sie nicht. Und das sind die glücklichen Geschichten. Dann gibt es noch die unglücklichen Geschichten. Über die unglücklichen Geschichten möchten die Mädchen nicht sprechen.

In letzter Zeit denke ich häufig darüber nach, ob die Männer in Baikonur meine Brüder sind. Für mich habe ich bislang darauf beharrt, dass sie es nicht sind, weil sie es nicht sein können. Ich hatte zwar keine Brüder und Schwestern, so dass ich wissen könnte, was das bedeutet, aber ich habe mir vorgestellt, dass das so etwas ist, wie einen Vater und eine Mutter zu haben, etwas, wie

ein Onkelchen Kyrill zu haben. Heute bin ich mir da nicht mehr so sicher. Etwas anderes als den Mann in der Basis habe ich so nicht. Nach dem Tod meines Vaters, Onkelchen Kyrills und zuletzt meiner Mutter bin ich allein. Und das schon lange. Onkelchen Kyrill starb vier Jahre nach meinem Vater, meine Mutter im darauffolgenden Monat. Ich weiß nicht, ob vor Trauer oder Einsamkeit oder ob sie irgendeine Krankheit hatte. Darüber möchte ich nicht nachdenken. Ich möchte mir kein Schuldgefühl aufladen. Mit dem Tod meiner Nächsten habe ich nichts zu tun. Im Gegenteil, ihr Tod möchte etwas mit mir zu tun haben. Aber über den Tod möchte ich nicht nachdenken. Ich denke jedoch darüber nach, ob die Männer in der Basisstation meine Brüder sind.

Die Männer in Baikonur wissen, wo ich mich in meiner Freizeit aufhalte, wohin ich in den Urlaub fahre und wie ich die Feiertage verbringe. Sie wissen, welche Filme mir gefallen und dass ich mir einen klassischen amerikanischen Pick-up mit Allradantrieb kaufen würde, wenn ich für so etwas nicht viel zu rational wäre. Die Männer in Baikonur wissen, dass ich bei Frauen nicht sonderlich erfolgreich bin. Sie können die Namen derer aufzählen, mit denen ich mehr als einmal ausgegangen bin. Sie wissen sogar, mit welchen von ihnen ich geschlafen habe, und darüber habe ich niemals gesprochen. Offenbar haben sich die Zeiten geändert. Jetzt sprechen auch die Frauen über Sex, auch sie beurteilen uns und tauschen die Daten aus wie Aufzeichnungen in der Schule. Anders wäre das nicht bekannt geworden. Sogar, wie oft welche mit mir gekommen ist. Ich mag Gespräche über Sex nicht. Wenn Männer damit anfangen, Details zu erklären, steigert sich die Übertreibung. Auch die Übertreibung bezüglich der Länge ihrer Schwänze steigert sich. Sie prahlen mit Zentimetern, die ich unter der Dusche nie bemerkt habe. Zwar sehe ich mir die Männer beim Duschen nicht an, aber wenn jemandem der Schwanz bis in den halben Oberschenkel reichen würde, würde es mir auffallen. Es würde auch den anderen auffallen und dann würde es unter der Dusche schnell Geschrei, Schubserie und Gelächter geben. Aber keiner der Männer, mit denen ich zusammenarbeite und in der Freizeit zweimal wöchentlich Basketball oder Handball spiele, hat einen Schwanz, der bis in den halben Oberschenkel reicht. Wenn sie über Sex sprechen, übertreiben sie. Wenn sie über Sex sprechen, erlauben sie sich gegenseitig verlogene Details, die die Geschichten interessanter machen. Die Wahrheit ist langweilig. Die Wahrheit interessiert niemanden. Das Wahre will niemand mit anderen teilen. Wir möchten große Geschichten hören. Aber es gibt keine großen Geschichten ohne lange Schwänze. Also?

Wenn die Männer in Baikonur nicht über Sex sprechen, sprechen sie über Angriffe und Kriege. Während sie erzählen, zeigen sie ihre Narben. Die einen haben sie an Händen und Füßen, die anderen an Bauch und Rücken. Wieder andere haben sie überall. Die einen haben ein, zwei Finger verloren, andere haben einen Teil ihres Sehvermögens oder ihres Hörvermögens oder beides verloren. Die einen sind Bettnässer, die anderen erwachen fiebrig und schweißgebadet. Bevor sie erwachen, schreien sie. Viele schreien nicht im Schlaf. Weil sie nie schlafen. Sie liegen auf dem Rücken und schauen an die Decke. Sie schauen auf den Wecker, den sie jeden Abend stellen, obwohl sie wissen, dass sie ihn in Wirklichkeit gar nicht brauchen. Sie stellen den Wecker, weil sie sich auf diese Weise sicher fühlen. Sie wissen, dass es im Irrenhaus keine

Wecker gibt. Die einen schlafen mit einer Pistole unter dem Kissen, die anderen mit Stiefeln an den Füßen. Viele von ihnen haben zwei Schlösser an der Eingangstür, ein paar auch noch einen Riegel an der Innenseite. Einige klemmen ein Haar in die Tür, damit sie wissen, ob jemand in ihrer Abwesenheit in der Wohnung war. Viele haben die Wände voller Kreuzfixe, Ikonen und Familienfotos. Am weitesten von allen ist der Unterleutnant Mischa Sacharow gegangen, der vor vielen Jahren hin und her überlegt hat, ob er auf die Kunstakademie oder auf die Militärakademie gehen soll. Nach seiner Rückkehr aus Tschetschenien bemalte er die Wände seiner Wohnung mit Fresken. Die Wände im Flur sind mit einer Landschaft bemalt: gegenüber der Tür ist die Tundra, neben der Tür die Taiga. In der Küche finden sich Motive aus dem Weltall. Das Wohnzimmer hat er in einen Paradiesgarten verwandelt, voller bunter Blumen und ungewöhnlicher Tiere. Als ich bei ihm war und atemlos seine Schöpfungen betrachtete, machte er mich auf die Köpfe der Tiere aufmerksam, die hinter den Blüten hervorsehen. Einer der Pfauen hat den Kopf seiner Frau, ein Schmetterling trägt auf den ausgebreiteten Flügeln das Gesicht seiner Tochter, und sein Gesicht hat er einer Eule aufgemalt, die unter der Zimmerdecke hervor still das Geschehen unter ihr beobachtet. Im Badezimmer hat er an die Decke einen hellblauen Himmel und weiße Wolken gemalt und an die Wand einen Wasserfall, der sich in den Abfluss unter dem Waschbecken ergießt.

Ungeachtet all dessen sind wir Glückspilze. Wir haben die Schlachten und Kriege hinter uns. Von Baikonur aus wird keiner in den Krieg geschickt. Jetzt schlagen wir nur noch Schlachten und Kriege, die wir in den Köpfen tragen. Manchmal geschieht ein Unglück. Vor drei Jahren löste sich ein Schuss aus der Pistole, die Stanislaw Grigoriewitsch unter dem Kopfkissen hatte. Er schoss seiner Frau Orlenda den halben Kopf weg. Als er sah, was er angerichtet hatte, erschoss er sich selbst. Stanislaw und Orlenda hinterließen drei Kinder. Zwei Jungen und ein Mädchen. Die Polizei brachte sie vom Ort des Geschehens weg, dann übernahm sie eine Sozialarbeiterin. Wir haben sie nie wiedergesehen. Vor fünf Jahren passierte Andrej Ossipowitsch etwas Ähnliches. Er griff im Schlaf nach dem Messer, das er unter dem Bett liegen hatte, und stach sieben Mal auf seine Frau Judita ein. Dann dreht er sich auf die rechte Seite und schlief bis zum Morgen. Als er aufwachte, ging er zur Polizei und erzählte, was geschehen war. Andrej und Judita hinterließen keine Waisen. Sie waren vier Jahre verheiratet gewesen, hatten aber keine Kinder gehabt. Vor dem Zwischenfall hatte es geheißsen, dass sie keine haben konnten, weil Andrejs Samen zu faul waren. Später hieß es, dass Judita im fünften Monat schwanger gewesen sei. Man erzählte sich auch, dass es kein Unglück gewesen sei und dass Andrej nicht im Schlaf zugestochen, sondern sie kaltblütig ermordet habe, nachdem sie eingeschlafen sei. Er selbst sei noch irgendwie bei Sinnen gewesen. Er habe sie getötet, weil das Kind nicht seines gewesen sei. Später stellte sich heraus, dass die Frau überhaupt nicht schwanger gewesen war. Ein ähnliches Unglück geschah Igor Bogdanowitsch vor sechs Jahren. Und so weiter. Und so weiter.

Wie auch immer, dort unten sind wir eine ganz besondere Kaste. Der Inlandsgeheimdienst überwacht uns zwar mehr als andere Offiziere, aber damit haben wir uns schon lange angefreundet. Anders kann es überhaupt nicht sein. Auch in Amerika ist es so. Jeder Staat schützt sein Weltraumprogramm. Was das unsere angeht, ist in der Öffentlichkeit schon seit

einiger Zeit bekannt, dass wir im nächsten Jahrzehnt mehrere wissenschaftliche Abordnungen auf den Mond schicken werden. Etwas später auch auf den Mars. Details sind nicht bekannt. Wir wissen, dass auch die Amerikaner etwas Ähnliches vorbereiten. Wem es zuerst gelingen wird, ist schwer zu sagen. Am besten wäre es noch, wenn wir die Weltraumprogramme zusammenlegen würden. Aber das glaube ich nicht. Auch die Angehörigen des Inlandsgeheimdienstes glauben es nicht. Ich bin mir sicher, dass sie in meinem Schrank, in dem ich die Festtagsuniform und ein paar Kleinigkeiten aufbewahre, das Büchlein hervorgekramt haben, in dem ich die Adressen und Telefonnummern von Leuten notiert habe, die ich kenne und mit denen ich in Kontakt bin. Sie haben die Daten aus dem Büchlein schon lange in den Computer eingegeben und Namen und Adressen überprüft. Für alle Fälle. Aber sie haben nichts Verdächtiges gefunden, nichts, was sie nicht schon vorher gewusst hätten. Darin steht zum Beispiel der Major Tom Johnson. Der Major war zweimal bei uns in Baikonur. Wir mussten bestimmte Informationen vor ihm geheim halten, die Agenten folgten ihm auf Schritt und Tritt, hörten Telefongespräche ab, die er führte, und fingen seine E-Mails ab. Soweit ich weiß, haben sie nichts gefunden, so, wie sie auch bei uns, die wir mit Major Johnson zusammengearbeitet haben, nichts gefunden haben.

So, wie sie auch in meinen Notizbüchern nichts gefunden haben, auch in meiner Wohnung nicht. Ich bin sicher, dass Krylow eine Durchsuchung angeordnet hat, und ebenso, dass er an der Durchsuchung persönlich teilgenommen hat. Soweit ich ihn kenne, haben sie das wenigstens ein paar Monate vor der Entscheidung gemacht, dass ich der nächste Mann sein werde, der ins Weltall fliegt. Für alle Fälle. Damals war noch genügend Zeit, mich zu ersetzen, wenn sie etwas gefunden hätten. Aber sie fanden nichts. Ich habe ja auch nicht viel in meiner Wohnung. Es ist eine Einzimmerwohnung in einem Hochhaus, in dem einst ausschließlich Offiziere der Sowjetischen Armee gewohnt haben. Vor zwei Jahrzehnten konnte man die Wohnung kaufen. Der Zustrom an Militär wurde geringer, es gab keinen Bedarf an Wohnungen, aber die Hochhäuser mussten erhalten werden. Es war einfacher, sie zu verkaufen, als sie zu instandzuhalten. Als die Wohnungen einmal verkauft waren, war die Instandhaltung nicht mehr Sache des Militärs. Auf einmal war es egal, worin die Menschen lebten; für das Militär war ab diesem Zeitpunkt unwichtig, ob auf dem Flur die Glühlampen brannten, ob die Gasversorgung gestört war und so weiter. Diese Probleme waren Sache der neuen Eigentümer geworden. Die ursprünglichen Bewohner wurden beim Kauf bevorzugt. Der Preis war lächerlich. Mein Vorgänger kaufte die Einzimmerwohnung für den Preis eines kleineren Pkw. Sechs Jahre später verkaufte seine Witwe sie mir für den Preis von zwei Pkw. Die Männer, mit denen ich zusammenarbeite, verstanden nicht, warum ich die Wohnung kaufte. Dir steht wie allen eine Militärwohnung zur Verfügung. Meinst du, dass sich da etwas ändern wird?, fragten sie mich. Es kann sich doch nichts ändern! Solange sie uns von Stadt zu Stadt versetzen, wird sich gar nichts ändern. Und wenn du dir um die Zeit nach der Pensionierung Sorgen machst, bist du verrückt! Rechne nicht mit dieser Zeit. Ich wiederholte ein paar Mal, dass mir der Kauf dieser Wohnung in Baikonur eine gute Investition zu sein schien, weil früher oder später Ausländer in

die Stadt kommen würden, aber sie lachten mich nur aus, deshalb hörte ich auf, ihnen zu antworten.

Mit dem Preis der Wohnung war ich zufrieden. Außerdem war sie im Wesentlichen schon eingerichtet. Die vorherige Eigentümerin hatte mir in der Küche den Herd und den Kühlschrank, einen Tisch und zwei Stühle dagelassen. Auf den Tisch stellte ich ein Radio und auf den Kühlschrank eine Digitaluhr. Auch das Badezimmer war eingerichtet. Über der Badewanne hing ein neuer Boiler. Das Wohnzimmer, das zugleich auch das Schlafzimmer und der zentrale Raum meiner Wohnung war, richtete ich selbst ein. Ich kaufte einen großen Schrank, Regale, einen ausziehbaren Sessel und einen bequemen Lehnstuhl. Neben den Kleidern und der Uniform, die im Schrank sind, stehen in den Regalen im Wohnzimmer Militärhandbücher, eine Enzyklopädie und etwas Belletristik. In einer Schublade bewahre ich Dokumente und ein kleines Fotoalbum auf, in dem sich sieben Fotos befinden. Im mittleren Teil des Schrankes steht ein neuerer Fernseher, darunter eine Stereoanlage. In den schmalen Fächern steht eine CD-Sammlung mit Konzerten und Sinfonien russischer Klassiker. Der hintere Teil des Schrankes ist eine Bar, in der das Licht angeht, wenn ich das Türchen öffne. Darin stehen ein paar Flaschen Wodka und sechs Kristallgläser. Gegenüber dem Schrank steht der Lehnstuhl, in dem ich sitze, wenn ich fernsehe. Darüber hängt eine Ikone der heiligen Anastasia. Ein Andenken an Onkelchen Kyrill.

Ich sitze mit angewinkelten Beinen und dem Kopf in den Händen auf einem bequemen, gepolsterten Sitz. Durch das Fenster sehe ich das Weltall. Tausende und Abertausende von Sternen blinken sanft. Ich starre schon lange die Himmelskörper an und denke über alles Mögliche nach. Ich habe das Gefühl, dass ich in meine frühen Jahre zurückgekehrt bin, in denen ich mich häufig gefragt habe, wo ich vorher gewesen bin, bevor ich geboren wurde, und wo ich sein werde, wenn ich sterbe. Wie lange die Ewigkeit dauert und was auf sie folgt. Ich habe mich gefragt, bis wohin das Weltall reicht und was jenseits davon ist. Antworten gab es natürlich nicht. Auch heute kenne ich sie nicht. Ich weiß nicht, ob ich dreihundertfünfundachtzigtausend Meter oberhalb der Erde den Antworten etwas näher bin. Ich fürchte, dass hier nur noch mehr Fragen auftauchen werden, auf die ich keine Antwort finden werde. Nicht hier oben und nicht dort unten.